

Martin Becker

Katastrophentouristen

Gestern also habe ich mir endlich Wellensittiche gekauft. Ich musste plötzlich gar nicht mehr überlegen, als ich sie in den Online-Kleinanzeigen entdeckte: Umständehalber in gute Hände abzugeben. Mit Futter, Käfig und Badehäuschen. Nicht nach den Umständen fragen, die hat doch jeder gerade, nicht versuchen, den Preis zu drücken, einfach seriös auftreten, Vögel mitnehmen, sich verabschieden. Ihr Aussehen war mir einerlei, sie sollten nur lustig sein und ein bisschen klug. Nur nicht so übermütig, dass man ihnen gleich das Potential unterstellt, vor jede Scheibe und in jede Spüle zu fliegen. Sie sind noch relativ jung, richtig so, ich habe nämlich keine Lust, sie in nächster Zeit an Altersschwäche eingehen und von der Stange fallen zu sehen.

Sie stehen in meinem Arbeitszimmer, noch namenlos, ein grüner und ein gelber Vogel, ich erbitte mir ihr Vertrauen mit Kolbenhirse und beruhigender Zusprache, sie aber geben bis jetzt kaum einen Ton von sich, trippeln hektisch weg, wenn meine Hand sich ihnen behutsam nähert. Sie tauen nur langsam auf, wer kann es ihnen verübeln? Die meiste Zeit machen sie sich dünn und lang. Ihr unbeholfener Versuch, sich unsichtbar zu machen. Das tun sie, weil sie Panik schieben, weil sie nicht verstehen, was los ist. Aber wartet ab, bald ist der Krisenmo-

dus normal und der Ausnahmezustand ein lästiger Standard. Ihr Wellensittichgemüt ist nicht in der Lage, pausenlos Alarm durch die Synapsen zu schicken, das schaffen Kleinsittiche nicht, überhaupt, darauf sind Gehirne im Allgemeinen nicht ausgelegt. Da sind wir Menschen den Sittichen verdammt ähnlich.

Vor etlichen Jahren hatte ich zuletzt einen Wellensittich. Er laborierte an Flugangst und war ziemlich von der Rolle, das war ich damals allerdings auch, also der Reihe nach:

An dem Tag, als mein Vater unter der Erde lag, wollte ich so schnell wie möglich weg. Asche zu Asche, und es staubte kaum, zu sehr regnete es, sogar den ewigen Kerzen von Allerseelen wurde das letzte Licht ausgepustet. Es war November, es war ein Tag, an dem der Nebel hartnäckig blieb. Die Beerdigung fand morgens statt und ich war danach nass bis auf die Knochen. Ich lief nach Hause, wechselte die feuchten Sachen nicht, hastig fand ich am Computer eine einfache und schmucklose Unterkunft für einen Monat, raffte ein paar Socken und Pullover und Hosen zusammen und saß kurze Zeit später im Zug nach Prag. Sturm und Schauer hatten sich nicht gelegt, ich fühlte mich wie im Auge des Orkans, wo es wenigstens still war. Doch nur ein einziger Schritt in jede beliebige Richtung, und es pustet dich weg.

So lange am Stück war ich nie in Prag gewesen, kannte dort niemanden, doch hatte ich keine Sekunde lang über einen anderen Ort zur Flucht nachgedacht. Als ich ankam, roch im Hauptbahnhof alles nach

Ausnahmezustand. Jeder musste fühlen, was ich fühlte. Mal halblang, sagte ich mir später, was bildest du dir eigentlich ein, der eigene Vater stirbt und die ganze Welt hält inne, trägt Trauer, rutscht in den Krisenmodus? Ich fühlte mich wie ein Katastrophentourist, nur eben umgekehrt: Ich fuhr nicht mitten hinein, ich kam aus dem Unglück. Und führte das Elend an der kurzen Leine mit mir wie einen verängstigten Hund.

Meine Unterkunft lag im fünften Stock eines Plattenbaus in Karlín. Als ich dem Vermieter die Hand gab, fiel mir auf, dass ich immer noch den Beerdigungsanzug trug mit den viel zu langen Jackettärmeln und den nie gekürzten Hosenbeinen. Der Fahrstuhl brachte uns nach oben und der Vermieter taxierte mich. What are you doing in Prague? Holidays. Oh, Holidays in November, that's great, that's so great. Damit war der Fall erledigt. Die Wohnung hatte ein kleines Zimmer, es gab eine Kochnische im Flur und sogar eine Badewanne. Ich schälte mich aus meinen Klamotten, stopfte sie in die schwarze Mülltüte unter der Spüle und badete viel zu heiß und viel zu lang. Ich schrubbte mir Regen und Friedhof vom Körper und zog meinen bequemen und warmen Jogginganzug an, den ich in den nächsten Wochen ständig tragen sollte. Währenddessen, so schien es mir, hatte ich auch ein Stück meiner Katastrophe im Abfluss heruntergespült: Die Wolkendecke riss auf, die Sonne knallte plötzlich wie blöde, wäre sie ein Vogel gewesen, sie wäre in diesem Moment auch voller Übermut vor die nächstbeste Scheibe gekracht. Ich ging auf den Balkon: Die Dächer

von Žižkov gegenüber glänzten im Nachmittagslicht, sogar der phlegmatische Fernsehturm nahm Anteil am plötzlichen Wetterumschwung und tat sein Bestes für mich. Du bist im Sturm, aber das hier ist das Auge, hier ist es sicher, wenn du dich nur nicht zu hastig bewegst.

In den folgenden Tagen sollte es ständig sonnig sein. Die Meteorologen sprachen hinterher von einem mitteleuropäischen Jahrhundertnovember. Ich war weitgehend in Isolation. Die meiste Zeit saß ich auf dem Balkon und schaute auf die haltenden und anfahrenden Trams. Jeden Morgen nach dem Aufwachen hoffte ich, dass es schon besser ist, aber das ließ sich nicht einfach so abstreifen wie ein Traueranzug. Meine Finger waren ständig eiskalt, kaum etwas wollte ich trinken, das Essen zwängte ich mir hinein, die ganze Zeit war da dieses den Atem raubende Gefühl, gleich in eine lebenswichtige Prüfung zu müssen, für die man überhaupt nicht gelernt hat. Wenn ich die Wohnung verließ, dann früh, als es gerade hell geworden war. Immer im Stechschritt. Ich lief über die Friedhöfe der Stadt, ich hetzte in den Bahnhof und sah gerade losratternden Zügen hinterher, ich rannte die Karlsbrücke rauf und runter, bis die ihre Utensilien aufbauenden Porträtmaler und Posaunisten kurz davor waren, mir aus Mitleid einige Kronen zustecken, anstatt auf meine Freigiebigkeit zu hoffen. Manchmal fuhr ich mit der Straßenbahn oder mit der Metro von einer Endstation zur anderen, die Regelmäßigkeit der Ansagen war mir eine zusätzliche Haltestange. Es geht dir nicht gut, sagte ich mir, aber woanders würde

es dir so richtig nicht gut gehen. Ich hatte keine Pläne, ich hatte keine Wünsche, ich hatte keine Absichten. Ich sprach mit niemandem, ich hielt Sicherheitsabstand, wo ich nur konnte. Ich kochte literweise Tee in allen Varianten und schüttete ihn in mich hinein, meine Hände blieben kalt. Vielleicht hoffte ich ja auf ein Wunder.

Und das kam nach einigen Tagen. Ich hatte mir im vietnamesischen Laden gegenüber Gemüse und Ingwer für eine Suppe gekauft, mit übertriebener Schärfe würden sogar übertriebene Unruhe und übertrieben frostige Finger in die Knie gehen, als ich ihn in einem kahlen Gebüsch vor dem Hauseingang entdeckte. Er saß einfach da und wartete. Ursprünglich sicher mal ganz weiß, schimmerte er jetzt straßentaubengrau, stand auf einem Bein, zitterte und rührte sich nicht: ein Wellensittich mitten in Prag. Ich eilte über die Straße und zurück in den vietnamesischen Laden, a bird, a bird, rief ich. Man verstand die helle Aufregung nicht, man gab mir zu verstehen, kein Geflügel im Angebot zu haben, führte mich stattdessen zu einigen Aufziehvögeln aus Plastik, ich schaffte es letztlich, mich verständlich zu machen, mit dem einem leeren Zigarettenstangenkarton lief ich zurück auf die andere Straßenseite. Da saß er immer noch, machte sich dünn und lang, taperte gleich umstandslos in den ihm angebotenen Karton.

Zurück in der Wohnung konnte ich einstweilen nicht viel für ihn tun, ich schob ihm ein kleines Schälchen mit Wasser in seine provisorische Behausung, redete beschwichtigend auf ihn ein, gab ihm einen Na-

men, der mir damals folgerichtig schien: Kavka, obwohl es sich eindeutig nicht um eine Dohle handelte. Dann verließ ich die Wohnung, nahm die Metro zum Einkaufszentrum und kehrte nach einer Stunde mit einem Vogelkäfig, Spiegeln, Näpfen, Stangen, Sand und einem Kilogramm Körnern zurück.

Die ganze Zeit hatte ich Angst gehabt, den nächsten Kandidaten zum Beerdigen vor mir zu haben, die oft fatale Kombination aus Kleinpapagei und Stress ist ja in der Veterinärmedizin hinlänglich beschrieben worden, aber als alles bereit stand, tapste Kavka aus seinem Karton heraus und in den Käfig hinein, als wäre er nie woanders gewesen, fraß aus dem Napf und beschäftigte sich gleich interessiert mit den ihm angebotenen Spiegeln, als wolle er prüfen, welche Spuren sein Aufenthalt auf der Straße hinterlassen hatte. Vor allem aber, und das beruhigte mich ungemein, begann er mit seinem Gesang. Wobei Gesang zu viel gesagt ist, er hatte seine eigene Art, Emotionen auszudrücken: Der Wellensittich druckte. Kavka, so schloss ich aus den Geräuschen, musste seine Heimat zuvor irgendwo in der Nähe einer elektronischen Registrierkasse gehabt haben, denn genau die Geräuschfolge, wenn Ware und Preis eingegeben sind und auf den Bon gedruckt werden, imitierte er unentwegt. Eine imaginäre Quittung nach der anderen spuckte er aus und zeigte mir so seine unendliche Dankbarkeit. Meine Finger waren zum ersten Mal seit meiner Ankunft in Prag auf Normaltemperatur. Wir aßen Gemüsesuppe und Körner, wir verschnaufften,

wir hatten uns vorerst gerettet, wir waren uns einig und mussten dafür nicht mal groß Notiz voneinander nehmen.

In der Morgensonne des nächsten Tages nahm ich den Käfig mit auf den Balkon, was den Wellensittich zu einer bislang ungeahnten Druckorgie antrieb, die Buchhaltung des gesamten Alkoholkonsums einer Nacht in einer florierenden Prager Kneipe hatte er innerhalb weniger Minuten erledigt. Ich atmete auf. Ich war froh. Mir war dennoch klar, dass diese Trauergemeinschaft zwischen Kavka und mir nur vorläufiger Natur sein konnte. Eine Krise ist ja deshalb eine Krise, weil sie irgendwann endet. In einem Internetcafé im Zentrum entwarf ich am Computer einen Zettel auf Englisch, budgie found, schrieb meine Handynummer dazu, kopierte ihn dreißig Mal und war den Tag über damit beschäftigt, die Plakate an den Laternenmasten von Karlín zu verteilen. Ich hatte keinen Plan B, und Kavka erst recht nicht.

Der Vogel tat so, als hätte er nie woanders gewohnt. Und ich war froh über die Gesellschaft, wenn ich aufstand, wenn ich nach Hause kam, wenn ich ins Bett ging. Nur eine Sache war seltsam: Kavka verließ seinen Käfig nie. Er wurde zwar schnell zutraulich, kam sogar auf meinen Finger, aber sobald ich ihn durch das Törchen nach draußen führen wollte, schlug er wild mit den Flügeln und stürzte auf den sandigen Boden des Käfigs. Zwei oder drei Mal versuchte ich das, danach war er immer so dermaßen verängstigt, dass ich ihm seine Flugangst einfach zugestand. Keine Pläne, keine Wünsche, keine Ambitionen:

Vielleicht verband uns das, vielleicht waren wir jetzt schon ein eingespieltes Team, zwei Katastrophentouristen im Auge des Orkans. Nur keine falsche Bewegung.

In den nächsten Tagen lief ich durch Hrabals Libeň und las, wie auch er mal durch Prag irrte, nachdem er einige Kätzchen in einen Sack gesteckt hatte, ich fuhr an die Berounka und lernte, wie Ota Pavel seinen Papa liebte, bis er nicht mehr wiederkam, ich starb wieder und wieder mit Kunderas Karenin, während ich auf dem Vyšehrad-Hügel auf einer Parkbank saß und bitterlich fror. Nur meine Finger kühlten nicht mehr aus. Dann kam eine Nacht, in der ich wild träumte: Kafka hatte sein Drucken aufgegeben, und als ich mit der Befürchtung an den Käfig trat, ihn tot auf dem Boden liegend zu finden, da sah er mich an, plusterte sein straßentaubengraues Gefieder auf und redete auf mich ein: Trauer sucht sich immer ihren Weg, mein Freund, du kannst sie nicht fortschieben, sagte er, was mir schon im Traum so geschwollen vorkam, dass es unmöglich seine Gedanken sein konnten, du fliehst davor und doch holt sie dich ein. Manche werden zornig, manche werden panisch. Deine Wunde ist so übel nicht, sagte Kafka, manchmal ist die Angst ein guter Berater, stell dir vor, du wärst wütend statt verängstigt, die ganze Stadt würdest du in deiner Raserei zerlegen, an zwei Seiten würdest du sie anzünden, und damit wäre doch auch niemandem geholfen, mein Freund.

Ich schreckte hoch, das Telefon weckte mich, während der Wellensittich schon wieder lautstark dem Rechnungswesen nachging. Niemand rief mich in dieser Zeit an, niemand hatte meine Nummer, es konnte nur einen Grund geben, und tatsächlich: Der Besitzer des Vogels. Ein ehemaliger Tennisprofi, der seit einigen Jahren in der Parallelstraße ein Lokal mit rustikaler Küche betrieb. Er habe das Plakat erst jetzt gesehen und gleich gewusst, um was es geht, man habe nur durchlüften wollen in dem Restaurant und den offenen Käfig nicht bemerkt, der Vogel müsse mehr versehentlich herausgestürzt und hinter dem Rücken der gesamten Belegschaft aus dem Lokal getrippelt sein, die Sache mit dem Fliegen hätte nämlich noch die geklappt. Er sei untröstlich gewesen, als Katastrophe hätte er den Verlust gar empfunden, man glaubt ja gar nicht, wie sehr man sich an so ein kleines Tier gewöhnt.

Der Abschied fiel uns beiden leichter als erwartet, wir hatten einander gerettet in diesem Sommer im Herbst. Und mit dem gleichen Selbstverständnis, wie Kavka, der übrigens in Wahrheit František hieß, in seinen neuen Käfig geschritten war, bezog er jetzt sein altes Zuhause. Ein antiker Vogelbauer, der direkt neben der Lokalkasse an einem Nagel an der Wand hing. Zum Dank bekam ich eine Portion Gulasch mit Knödeln und ein Bier, Františeks Besitzer lud mich ein, auch bei jedem weiteren Besuch sein Gast zu sein. Ich hatte eine Aufgabe bewältigt, von der ich vorher nicht mal gewusst hatte, dass es sie gibt.

So viele Jahre ist das alles jetzt her. So oft bin ich seitdem als Katastrophentourist in Prag gewesen. Habe Wohnungen und Biere, Freunde und Kronen gewonnen und wieder verloren. Sogar einen Hund hatte ich mal, den ich später einschläfern lassen musste wie Kunderas Karenin. Danach habe ich der Not widerstanden, mir neue Tiere anzuschaffen. Obwohl mein Interesse an Papageien sich immer mehr gesteigert hat, so sehr, dass ich bei einer Reise mal bis nach Ostrava fuhr, um eine internationale Vogelschau zu sehen. Natürlich habe ich František jedes Mal besucht, wobei ich angesichts der vergehenden Zeit manchmal den Verdacht hatte, er sei durch einen ähnlichfarbigen Sittich ersetzt worden, um mir das Herz nicht schwer zu machen. Immer war der Vogel emsig mit seiner unermüdlichen Tätigkeit der korrekten Kassenführung beschäftigt, was mich zutiefst beruhigte.

Vergangenes Jahr ist dann meine Mutter gestorben. Kurz zuvor war ich in Prag gewesen, zum letzten Mal bis jetzt. Als ich Trost bei meinem Wellensittichfreund František suchen wollte, (die Nachricht, dass meine Mutter nicht mehr lange da sein würde, bekam ich in Prag), da fand ich ihn nicht mehr: Durch die staubigen Scheiben schaute ich ins Innere des nunmehr leeren Lokals. Alles fühlte sich diesmal nach richtigem Abschied an.

Gestern habe ich mir also Wellensittiche gekauft. In einer Zeit der Krise, in der ich normalerweise einfach nach Prag gefahren wäre. Das wird in Zukunft nicht mehr so einfach sein, ich habe jetzt Verantwor-

tung für Haustiere. Andererseits: Eine Freundin von mir ist mal mit einem Apfelbaum im Zug gereist und hat ihn unversehrt bis nach Böhmen geschafft. Das sollte auch mit einem Wellensittichkäfig gehen. Zur Not machen wir uns bei Gefahr einfach alle dünn und lang und hoffen auf Unsichtbarkeit. Wir müssen nur mutig genug sein. Denn Abschiede sind manchmal auch dazu da, um sie zur rechten Zeit zu widerrufen.

Copyright: Tschechisches Zentrum Berlin 2020
<http://berlin.czechcentres.cz>